

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 34

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennersdöse in Wort und Bild

Nr. 34 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

24. August 1935

Der graue Falter. Von Fr. Hossmann.

Wir traten im Gewitterregen
Schutzsuchend unter einen Baum.
Da flog uns, halb betäubt, entgegen
Ein Schmetterling, zart wie ein Traum.
Er schmiegte sich mit feuchten Schwingen
Ans Täschchen hin in deiner Hand,
Dass unsre Blicke forschend hingen
Am Falter, der da Zuflucht fand.

Wir schritten unsern Weg dann weiter,
Und mit uns zog der Schmetterling,
Der als ein zierlicher Begleiter
Reglos am schwarzen Täschchen hing.
Wie nun der Himmel wieder lachte,
Belebten sich die Flügelein,
Das Falterkleinod schwebte sachte
Empor in Duft und Sonnenschein.

Die Flügelchen aus grauer Seide
Mit wunderbar gezacktem Rand.
Ein solch vollendetes Geschmeide
Schuf wohl nie eine Künstlerhand.
Erlösend brach mit einem male
Die Sonne aus der Wolkenwand
Und trocknete mit mildem Strahle
Des Falters seidenes Gewand.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

12

Das Haus zur Quell auf Heiletsboden hat noch kein Winter heimzusuchen vergessen. Es hat schon viel überstanden. Nach mancher schweren Sturm- und Wetternacht ist es wie aus einem bösen Traume aufgewacht, sich und die Welt kaum mehr erkennen. Und dann ist gemach ein kleiner Stolz in ihm hochgekommen: Ihr dürft wieder einmal hervorbrechen, ihr Unholde, die ihr in Schlucht und Dickwald haust, ich messe mich mit euch! Ihr müßt wissen, was ein gerecht geziertes Berghaus ist, ihr müßt wissen, daß in meinen Pietten und Pfosten auch Bergkraft schläft! Der in den Querbalken des Bordaches eingekerbe Name des Zimmermeisters hat förmlich zu leuchten begonnen: Seid fröhlich und guten Mutes, wie wir bei der Aufricht'e fröhlich und guten gewesen sind! Bergholz hält zusammen!

Diesmal ist die Kraftprobe freilich keine Süzigkeit, es geht hart auf hart. Hannes Fryner und sein Knechtlein stellen auf dem Estrich schweigend Sperrhölzer auf, damit der Dachstuhl unter der ungleich aufgehäuften Schneelast nicht zusammenbreche. Im Schweiße ihres Angesichtes schaffen sie im tollsten Schneetreiben, um wenigstens einen not-

dürftigen Gang zum Stallbrunnen freizuhalten. Oh — es geht ein tiefes Aufatmen durch Haus und Herzen, als nach der zweiten, bangen Nacht ein heller Morgen sieghaft über Sturm und Not heraufsteigt! An Arbeit fehlt es freilich nicht. Fürs erste gilt es, rings ums Haus ein wenig Luft und Licht zu schaffen, sowie Holzgaden und Heubühne von dem durch alle Räten eingewehten Schnee zu säubern. Erst gegen Abend kann auch der Pfad nach dem warmen Brunnen hinüber in Angriff genommen werden.

Aber trotz des schweren Tagwerkes will es sich der Knecht Felix Wolfer nicht versagen, nach Feierabend noch eine Stunde seiner Schnitzarbeit obzuliegen. Jung gewohnt, alt getan; es ist über den ergrauenden Knaben einesmals ein richtiges Kunstfeuer gekommen. Diesmal geht es nicht um eine Villa, aber auch nicht etwa bloß um einen Notpfennig für die alten Tage. Nein, der Mehlhuu ist seit einiger Zeit von einer richtigen Marotte besessen: er will nach seinem Ableben etwas hinterlassen. „Wegen der Bettlägerigkeit brauche ich mich nicht zu ersorgen, die Wölfe sind ein besonderer Schlag, wenn sie nicht mehr schaffen

können, gehen sie mit Tod ab. Das haben schon mein Vater und mein Großvater so gehalten, und ich will nichts Neues anfangen. Aber man denkt doch in der Nacht, wenn man so allein im Bett liegt, über dies und jenes nach. Was muß das für den Menschen in seiner mühsamen Zeit für ein Gefühl sein, wenn er sich sagen darf: Du kannst etwas hinterlassen! Du kannst einen Notar herbemühen und ein Testament machen, ein wirkliches, unanfechtbares Testament. Und die Person, die das Geld nachher in die Hand bekommt, wird sich mit Dank auf deinen Namen besinnen. Sie wird vielleicht ein Rosenstöcklein auf dein Grab pflanzen..."

*

Eine klare Jännernacht, das neue Jahr hat sich angemeldet. Das Heimen zur Quell steht wie ein ausgegrabenem Vorzeithaus inmitten der ringsum aufgetürmten Schneewälle. Ganz von der Außenwelt abgeschieden ist es zwar jetzt nicht mehr; auf dem Sträßchen gegen Guldiswil ward in tagelanger Fronarbeit wenigstens ein schmaler Fußpfad als eine hohle Gasse ausgeschauft. „Es lohnt sich kaum mehr, wegen eines einzigen Heimwesens dem Gemeindlein so viel Mühe aufzuladen“, hat der Schulvorsteher Mehrhardt zum Heiletsbodenbauer gesagt. Hannes Fryner gab ihm darauf einen ziemlich groben Bescheid. „Von einem Bergler, der solche Worte in den Mund nimmt, vor dem habe ich keine Achtung mehr.“

Hinter den aufgezogenen Läden der Stubenfenster brennt die Lampe noch. Die Kinder sind zu Bett gebracht, auch das Knechtlein ist in seine Kammer hinaufgestiegen. Auf dem Tisch weidet eine hölzerne Viehherde; sie ist das Eigentum des vierjährigen Frynererben Hans, er hat sie vom Felix als Weihnachtsangebinde bekommen.

Frau Eva stopft die Schäden eines Kinderstrumpfes und schielt daneben manchmal verstohlen nach ihrem Manne hin, der ganz zurück im Halbdunkel auf der Ofenbank sitzt, den Rücken an die warme Rachewand gelehnt. „Gibt es nun nichts mehr anderes — willst du es wirklich tun?“ fragt sie jetzt nach langem Hin- und Herraten in die Stille hinein.

Er bleibt ihr die Antwort geraume Zeit schuldig. „Du weißt, Eva, daß wir jetzt unter dem Zwang stehen“, gibt er endlich kleinlaut zu. „Der Präses Gut hat mir bis Lichtmeß Zeit gegeben. Verzeih mir, daß ich dir den Brief nicht zeigen möchte. Wenn ich mich bis dahin nicht entschließen kann, dann will die Weidgenossenschaft auf dieses Anwesen für immer verzichten. Der Gut hat einen harten Schädel. Der schöne Preis, den er mir angeboten hat, gilt ja vielleicht zur Hälfte dem Brunnen, weil der untere Teil der Großeide in trockenen Zeiten an Wassermangel leidet. Aber es wäre ja auch möglich, daß sie mit den Grabungen hinter der Wehrtanne eine Quelle austun könnten — und dann? ... Ja, ich habe fest im Sinn, morgen nach Großenweiler zu fahren. Das Wetter schlägt vorläufig nicht um, ich kann euch ohne Sorge für einen Tag allein lassen. Das muß für uns der letzte Winter auf Heiletsboden sein. Auch wenn er ohne großes Unheil vorbeigehen sollte — du darfst die Qualen nicht noch einmal durchmachen. Ein solches Leben habe ich dir nicht versprochen. Wir werden wieder eine Heimat finden. Wer weiß, vielleicht tut sich da am Berge etwas auf.“

Eva hat die Arbeit weggelegt. Sie sieht müde und übernächtigt aus. „Ich gehe nicht gern von hier fort“, sagt sie leise fast wie zu sich selber. In den ersten Jahren hat mich der Winterschatten oft schwer bedrückt, du weißt es ja; jetzt bin ich mit dem längst fertig geworden. Der Frühling ist bei uns nachher um so schöner.“

„Ich glaube nicht, daß dieses Haus den Frühling noch erleben wird.“ Hannes Fryner hat lange an diesen Worten geträumt, bevor er sie aussprechen konnte. Den Kopf mit den Händen stützend, sitzt er, tief niedergebückt, in schwerem Brüten da.

„Man darf doch nicht immer an das Allerböseste denken“, sucht ihm die Frau nach einer Weile zuzureden. „Im vorletzten Winter, der doch ein jähres Aufstauen brachte, ist der Schneerutsch von der Brockenweide nicht einmal bis an das Sträßchen gekommen.“

Der schwache Trost verfängt bei ihm nicht. „Dies Jahr liegt fast die doppelte Last am Steilhang.“ Er erhebt sich langsam und tritt neben sie hin, ihr die Hand behutsam auf die braunen Flechten legend.

„Es muß sein. Mein Vater hat mir ein braves treues Heimwesen übergeben — mein Bub soll sich einmal auch nicht über mich beklagen. Was ist das für ein Leben, wenn man die halbe Zeit in der Seelenangst hangen muß?“

Eva sitzt still und ergeben, von einem mühsam niedergelämpften Schluchzen leise erschüttert. „Du mußt zu viel auf dich nehmen — — und alles meinetwegen ...“

Da braust er heftig auf. „Sag das nie mehr — nie mehr! Ich büße für meinen Fehler! Ich trage alles allein!“

Früh, ehe noch der Tag recht angebrochen, tritt Hannes Fryner den härtesten Gang seines Lebens an. Stahlharte Winterkälte. Der Schnee knirscht wie im Zorn unter seinen Schritten. Der Bauer wagt nicht recht aufzusehen; es ist ihm, als ob der Berg mit hundert Augen auf ihn blicke. —

Der Heimatsucher.

Oh, wie liegt das Heimen zur Quell schön in der Sommersonne! Oh, wie freut sich die Trift! Wie blühen die Lichtnelken im schmalen Hausgarten und plaudern mit den gelben Sommervögeln, die noch nie in so hellen Scharen zu ihnen auf Besuch gekommen sind. Auf dem Kartoffeläderlein, das durch eine Einzäunung sorgfältig vor dem Einbruch der Sommerungsziege geschützt ist, stehen die Kartoffeln in weißem Blust.

Sa, er ist noch nicht ganz vom angestammten Grund und Boden verbannt, der letzte Heiletsbodenbauer. Er hat sich das Wohnrecht im Hause zur Quell noch für einen kurzen Sommer ausbedungen, er darf auf dem Umgelände seines Vatersitzes die letzte, mit Reue gewürzte Ernte einheimsen.

Mit Reue ist sie gewürzt. Nachdem der gewaltige Winterschnee in langsamem Schmelzen einsank und abging, ohne auch nur einen Haugsahl umzulegen, fing sich Hannes Fryner seiner großen Furcht heimlich zu schämen an. Er ging wie ein Schatten umher. Es kam so weit, daß er der Weidgenossenschaft Reugeld anbot, jedoch ohne Erfolg. Die längst erlautezte Aufrundung der Weide, der Erwerb des

tößlichen, noch keineswegs von seinem Nimbus entkleideten Brunnens bedeuteten für den Präses Gut einen Erfolg, den er nicht mehr aus den Händen gab.

Der Erbe von Heiletsboden ist soeben wieder von einem den vielen Mühs und Sorgengänge heimgesommen, von denen er die Trostbotschaft der Erringung einer neuen Heimat mitzubringen hoffte. Diesmal hat er ein Anwesen drüben am Frauenberg in Augenschein genommen. Aber schon die Art, wie er jetzt in die Stube tritt und sich ohne ein Wort auf den ersten besten Stuhl hinsetzt, sagt der Frau, daß die Mühe wiederum nicht der Mühe wert gewesen war. Sie muß sogar mit Schrecken feststellen, daß der Mann etwas angetrunken ist.

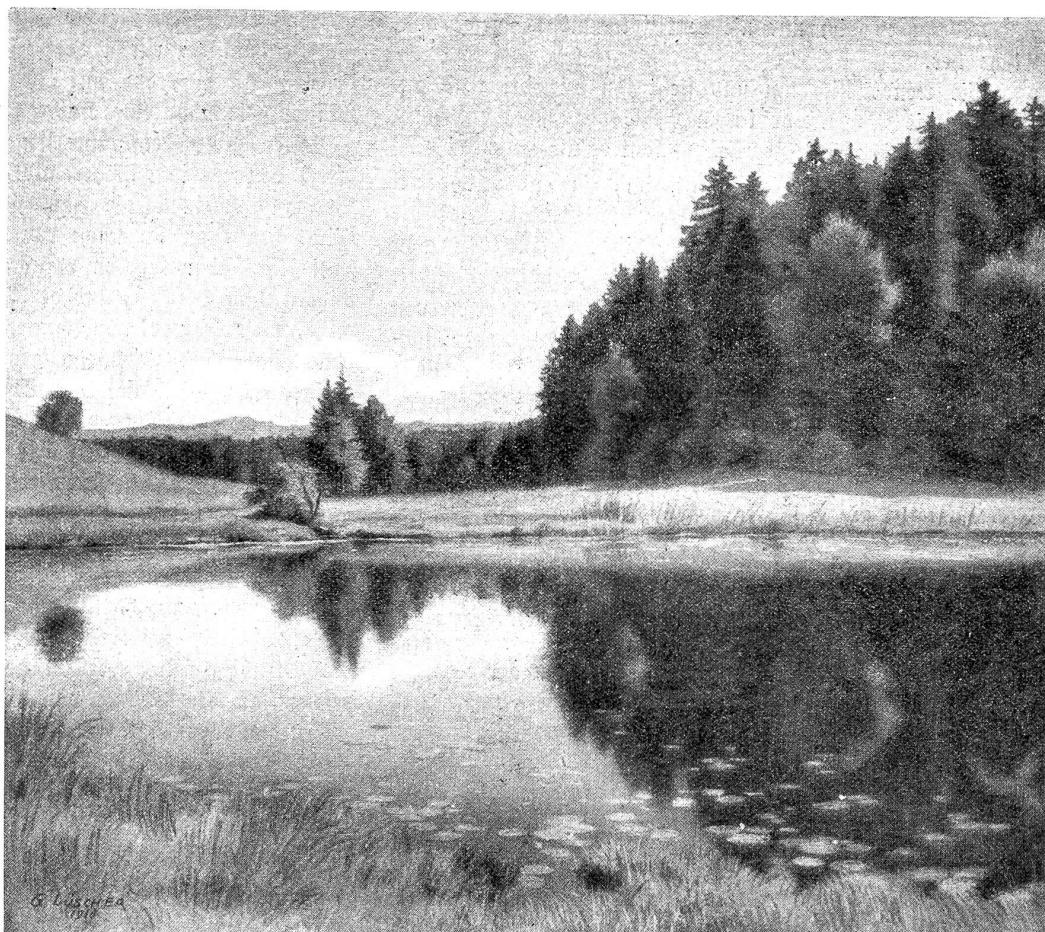
Nachdem Eva ihn eine Weile hat gewähren lassen, fragt sie kleinmütig: „Hast du wieder kein Glück gehabt?“

Er verneint mit einem unwilligen Kopfschütteln. „Mich wundert's bloß, daß du noch fragen kannst! Wenn ich so heimkomme. Nicht tot möchte ich in der Lötterbude da drüben sein. Rein ebener Schuh Boden. Ein elender Tröpfelbrunnen neben der Hütte. Ja, die Hütte müßtest du sehen. Meine Kinder würden nicht mehr Vater zu mir sagen, und sie hätten recht. Ich verdiene es schon jetzt nicht mehr.“ Er richtet sich auf und wird härter. „Bevor ich auf so ein ausgeholtetes und abgelaustes Gütlein aufziehe, will ich lieber auf dem Belchenruck eine Einsiedelei auftun, oder beim Maurer Kern in Schönau Pflaster tragen! In der flauen Zeit könnte ich dann mit meinem Freund Urech Leu in seiner Lammbeize lassen, wenigstens am Vormittag, solange er zur Not noch aufeinander ist.“

Frau Eva wird redlich ungehalten. „Mann — du redest da böses Zeug zusammen. Es ist besser, du gehst jetzt schlafen, am Morgen hast du wieder andere Gedanken.“

Er bleibt verstödt. „Ich sage nur das und bleibe dabei: wer ein Heim, wie die Quell eines ist, weggeben kann, dem sollte man den Grind abhauen.“

„Du vergistest, was wir für Angst ausgestanden haben im Winter“, spricht sie ihm begütigend zu. „Und wer könnte denn sagen, daß es mit uns so schlecht bestellt sei? Ich will dir dann am Morgen etwas zu wissen tun, eine Sache, über die man eineweg reden kann.“ Im Ton ihrer Stimme liegt



G. Lüscher. Das Geistseeli.

ein trößliches Vertrauen. „Man darf in unguten Stunden nicht gleich den Glauben verlieren, wie wenn nun aller Tage Abend wäre.“

„Ich will aber nicht bis am Morgen warten“, fährt er unfreundlich auf. „Und wenn du meinst, du könntest mich mit einem wohlfeilen Gesäßlein in den Senkel stellen, so bist du auf dem Holzweg. Ueberhaupt — bei mir steht jetzt alles auf der Wag. Es kann noch eine dumme Wendung nehmen. Ich muß schon jetzt manchmal studieren, ob ich noch der Hannes Fryner vom Heiletsboden sei oder nicht. So blöd wie heute ist mir die Welt noch nie vorgekommen. Wenn ich vom Berg herunter muß, dann — ja dann ist es aber aller Tage Abend.“

Sie hat sich neben ihn hingesezkt und seine Hand ergriffen. „Sei nicht so, Hannes! So ein Tun steht dir nicht an.“

Nach einem kurzen Kampfe gesteht er kleinlaut in den Tisch hinein: „Ja, du hast recht. Ich muß mich vor dir schämen. Aber ich komme jetzt schon zum fünftenmal ohne einen Trost von der Suche heim. Ich finde nicht mehr den Mut, zum sechsten Male auszurüden.“

Sie ist ans Fenster getreten und blickt nachdenklich hinaus. „Haben wir nicht Zeit?“ Sie spricht wie zu sich selber, oder in den goldenen Abend hinein. „Du hast doch auch warten können — damals — bis ich den Glauben gefunden hatte.“

„Wenn es dich nur nie reut!“ kommt es bitter vom Tische her.

Sie wendet sich um und sieht ihn durchdringend an. Er muß die Augen vor ihrem Blide niederschlagen. „So bist du noch nie zu mir gewesen — reut es am Ende dich?“

„Ich habe dir schon gesagt, daß du mir mit derlei dummen Reden nicht mehr kommen sollest!“ Er hat die Worte ganz leichtfertig, ja grob hingeworfen. Da geht Eva schweigend an ihm vorbei in die Kammer hinüber.

Die Schwere des Augenblickes, die Not der treuen Gefährtin beeendet ihn; das Gesicht an die auf der Tischplatte zusammengelegten Hände gepreßt, sitzt er eine Weile regungslos. Dann erhebt er sich und macht die Tür sachte auf. Eva sitzt auf dem Bettrande, ein Gesangbüchlein in der Hand, das sie jetzt vor ihm verbirgt. Er weiß, es ist in dem Buch eine gepreßte Schlüsselblume aus dem Strauß, den sie damals an dem Taufetag beim Steigbrunnen geplündert. Mit dieser Blume hatte sie sich ihm auf einem Kirchgange zu erkennen gegeben. Das kleine Zeichen ihrer verschwiegenen Hinneigung ist eigentlich ihr Jawort gewesen.

Hannes Fryner steht wie gebannt. Es ist ihm, als sähe er eine Seele neben sich versinken, vom einfältigen Glauben an Gott und die Menschen plötzlich verlassen. Da wird ihm die Gnade zuteil, ein leises, warmes Wort zu finden: „Eva! — hab keine Angst, es wird schon wieder recht mit mir. Aber die Fuß' ist halt so hart, die Fuß'! ...“

Nach einem Zögern sagt die Frau halblaut, ohne nach ihm aufzusehen: „Vielleicht wäre jetzt die Strubegg zu laufen. Der David Leu sei heute im Goldstollen verunglückt.“

Aus dem Büchlein der Reue.

Ureh Leu sitzt in seiner Gaststube zum Lamm und langweilt sich. Er hat ein halvolles Glas mit Kaffee vor sich stehen, an dem er hin und wieder mit Unfreude nippt. Die Frau ist am Geschirrschrank mit Gläserausreiben beschäftigt. Manchmal hält sie auf Augenblicke unbewußt inne und sieht durchs Seitenfenster auf ein kleines, von einem Rastanienbaum überdachtes Hofplätzchen hinaus, wo einige Kinder Ringelreihen spielen. In ihren müden Augen scheint auf Sekunden ein längst erloschenes Lichtlein aufzublinken.

So wie die Frau nach Beendigung der Arbeit nach der Küche geht, langt der Wirt behende nach der Kirschflasche auf dem Schenktschrank und gießt einen ausgiebigen Schluck in die braune Kaffebrühe nach. Beim Abstellen gleitet ihm die Flasche aus der Hand, sie zerbricht klirrend auf dem Fußboden.

„Oh, wie schade um den schönen Tropfen!“ sagt der Maurer Kehrli vom Halbhang, der als einziger Guest am andern Tische sitzt.

Die Wirtin hat das Geräusch draußen gehört und kommt zurück; sie weiß schon Bescheid. Ohne ein Wort zu sagen räumt sie die Scherben weg; erst beim Aufstrocknen der Schnapslache, deren scharfer Dunst den ganzen Raum füllt, vermag sie den Unwillen nicht mehr ganz zu bemeistern, sie sagt, zwar nur ganz bescheiden, wie nebenbei: „Es macht sich nicht gut — vor den Leuten.“

„Was wäre der Mensch ohne Geist?“ gibt Ureh verblasen zurück und setzt dann gleich verdrießlich hinzu: „Ist

überhaupt wieder ein rechter Lumpentag heute. Man kommt nicht einmal zu einem Kaffeeabend. Heda, Kehrli — hast du es denn so streng mit Ziegelsteine aufeinanderbeiget?“ Wollen wir nicht eine Halbe ausjassen?“

Der Angeredete fühlt sich durch die Einladung geehrt. Ureh Leu hat ihm früher, als Wehrtanner, trotz der nahen Verwandtschaft, nie die Hand gegeben. „Nun — ein halbes Stündchen kann ich schon riskieren. Der Alte kommt vor zwei Uhr selten auf den Bauplatz.“ Damit rückt er an den andern Tisch herüber, und der Wirt holt Tafel und Karten.

„Weißt du vielleicht, Kehrli, wie es meinem Stiefbruder auf der Strubegg geht?“ fragt er den Maurer, während er gemächlich das Spiel mischt.

„Der kommt nicht mehr zum Schaffen“, erwidert Kehrli und stellt sich den ausgegangenen Stummel an. „Den muß es bös in den Schacht hinuntergehauen haben. Ist das aber auch eine Kalberei von einem verständigen Menschen, sich an einem Seil in dieses verfluchte Loch hinabzulassen! Wegen dem gebrochenen Bein, das ginge noch an, aber es hat ihn, wie man hört, auch im Rücken. Wird wohl das Goldsuchen für immer aufzustehen müssen. Gestern hat er die Strubegg samt der Glinze mit Liegendem und Fahrendem an den Fryner vom Heiletsboden verkauft.“

Ureh Leu läßt die Karten aus seiner Hand gleiten.

„Dem Fryner, sagst du — verkauft? ...“

„Hm — es sind ja keine Kinder da, was will denn der David anderes machen? Der Käufer ist gut, er kann zahlen. Der Hannes hat lang genug auf etwas Passendes lauern müssen.“ Kehrli will gelassen zur Tagesordnung übergehen: „Wird's bald? Wer gibt das Spiel? Abheben! Zeit ist Geld.“

Der Wirt ist noch immer sprachlos, sein aufgedunsenes Gesicht hat sich glühend rot gefärbt. Plötzlich fährt er auf.

„Da will ich beim Donnerhagel auch noch etwas dazu sagen! Gleich an der Stelle rüde ich aus! Es langt noch auf den Zug. Noch heute wird der faule Handel null und nichtig gemacht!“

(Fortsetzung folgt.)

J. C. Heer.

Zu seinem 10. Todestag, 20. August 1935.

Jakob Christoph Heer, dessen Todestag sich am 20. August zum 10. Male jährt, wurde im Jahre 1859 in Töss bei Winterthur geboren. Er war eine Zeitlang Lehrer, betätigte sich in den Jahren 1899—1902 als Redaktor und wurde nachher freier Schriftsteller. Seine bekanntesten Werke („An heiligen Wassern“, „Der König der Bernina“, „Der Wetterwart“) machten ihn bald einmal zu einem der beliebtesten Schriftsteller und haben nach und nach seinen Namen im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt gemacht. J. C. Heer lebte ebenfalls während einiger Zeit in Stuttgart. Er schrieb eine Fülle von Romanen, die meistenteils über dem Durchschnitt der sogenannten Unterhaltungsliteratur stehen. Im „König der Bernina“ kommt eine gute Schilderung der Alpenwelt vorteilhaft zur Geltung. Von phantastischen und glühenden Schilderungen des Hochgebirges umrankt ist ebenfalls sein großer Schweizer- und Gebirgsroman „An heiligen Wassern“, mit dem er im Jahre 1887 vor die Öffentlichkeit trat. Dieser Roman, etwas zu breit angelegt, führt den Leser ins Wallis; „Der König der Bernina“ dagegen versetzt uns ins Graubündnerland. Die